



Threes  
Anna

Warten  
auf  
den  
Monsun

Roman

it

Bombay, 1946. Die junge Charlotte Bridgwater heiratet ihre große Liebe, einen englischen Offizier, der die Gunst des Maharadschas genießt. Für sie beginnt eine Zeit des Glücks. Jahrzehnte später gehört dieses prunkvolle und sorgenfreie Leben der Vergangenheit an – die Villa ist verfallen, das Personal entlassen, die Juwelen verkauft. Den letzten Rubin versetzt Charlotte, um Stoff für ein Kleid zu kaufen, das sie zur Gala des New Rampur Club tragen will. Auf dieses Fest freuen sich alle. Das Leben in der Stadt ist inzwischen unerträglich geworden, man leidet unter der Hitze, wartet auf den Monsun. Da tritt der junge indische Schneider Madan in Charlottes Leben. Er ist stumm – doch ihre Liebe braucht keine Worte, und Charlotte erlebt noch einmal das magische Gefühl des Glücks. Doch bald ziehen dunkle Wolken am Horizont auf und kündigen beunruhigende Zeiten an ...

»Neben einer wunderschönen Lovestory erzählt Threes Anna die Geschichte zweier Familien und offenbart zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine schicksalhafte Verbindung. Einfühlsam, sinnlich und spannend bis zum Schluß.«  
*Freundin*

Threes Anna, geboren 1959 in Vlaardingen / Niederlande, ist Schriftstellerin und Regisseurin. *Warten auf den Monsun* ist ihr fünfter Roman. Zur Zeit wird er in einer internationalen Produktion verfilmt.

insel taschenbuch 4147  
Threes Anna  
Warten auf den Monsun





# Threes Anna Warten auf den Monsun

*Roman*

Aus dem Niederländischen  
von Waltraud Hüsmert

Insel Verlag

Die niederländische Originalausgabe  
*Wachten op de moesson* erschien 2010  
bei Uitgeverij Signatuur, Utrecht  
© 2010 Threes Anna  
© 2010 Uitgeverij Signatuur, Utrecht  
Umschlagfoto: Boris Potschka

insel taschenbuch 4147

Erste Auflage 2012

Insel Verlag Berlin 2012

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35847-3

1 2 3 4 5 6 - 17 16 15 14 13 12

*Für  
meinen lieben Vater,  
der nie in einem Krieg  
kämpfen mußte*



1995

## Rampur

Wenn ihre Seele so makellos gewesen wäre wie ihr Rasen, dann wäre sie in jenem Jahr nicht gestorben. Sie glich dem alten Lloyds, der jahrelang der einzige elektrische Rasenmäher weit und breit gewesen war. Daß auf ihn noch Verlaß war, lag an der Marke und nicht an der Liebe.

Sie schob das leise brummende Gerät vor sich her. Am Horizont rötete sich der Himmel, und das Stromkabel war inzwischen bis zum Ende ausgerollt. Charlotte wendete den Lloyds mit einem Ruck und ging zurück zum Haus. Das war noch mühsamer, denn nun ging es bergauf, und sie mußte aufpassen, daß sie nicht über das Kabel fuhr. Sie schnaufte vor Anstrengung, wieder hatte sie es gerade noch rechtzeitig geschafft. In der Ferne hörte sie den Bus zur ersten Fahrt des Tages starten, in einem der Häuser unten an der Straße ging ein Licht an, die Grillen hatten aufgehört zu zirpen, und die Vögel träumten noch. Langsam wachte Indien auf.

Charlotte schob den Lloyds in den Schuppen und rollte das lange, aus etlichen Verlängerungsschnüren zusammengesteckte Kabel auf. Jedesmal, wenn sie nach Neu-Delhi mußte, hatte der Gärtner sie gebeten, ihm ein zusätzliches Kabel mitzubringen, damit er auch noch weiter unten mähen konnte. Bis vor einem halben Jahr, da war er eines Morgens nicht mehr aufgewacht.

Charlotte hatte den *Mali* um seinen friedlichen Tod beneidet. Als man sie geholt hatte, war es noch dunkel gewesen, so wie jetzt. An der Rückwand des Schuppens, neben dem alten Lloyds, stand sein einfaches Bett, zusammengeschnürt aus Holz und Seilen. Der alte Mann lag darauf ausgestreckt in einem

langen weißen Hemd, die Hände auf der Brust gefaltet, die Füße etwas auseinander, durch den dünnen, durchscheinenden Stoff sah man den Brustkorb, und die Augen waren geschlossen. Es sah aus, als bete er. »Du hast einen besseren Gott als ich«, hatte sie geflüstert.

Nach dem Frühstück hatten drei ihr bis dahin unbekannte Neffen den Leichnam abgeholt. Charlotte war es noch immer ein Rätsel, wie Neuigkeiten sich so schnell verbreiten konnten. Die Männer hatten die Leiche in ein Tuch gehüllt und auf eine Tragbahre aus Bambus gelegt. Alle irdischen Besitztümer wurden in ein anderes Tuch gewickelt und verschwanden in einer Tasche. Nachdem Charlotte ihnen Geld für die Einäscherung gegeben hatte, waren sie gegangen, zwischen ihren Schultern den hin und her schwankenden Leichnam. In der Woche darauf hatte sie versucht, das Bett zu verkaufen, aber niemand wollte etwas bezahlen für das klapprige Holzgestell, auf dem der Mali gestorben war.

Sie legte das Kabelbündel wieder aufs Bett. Es war Zeit für den Tee, bevor die Sonne das Land versengte und alle Vögel verstummten außer dem Kuckuck. Im Küchenhaus, das zwanzig Meter vom Haupthaus entfernt stand, ging das Licht an. Charlotte huschte die breite, monumentale Treppe hinauf und ging zurück in ihr Schlafzimmer. Sie wollte nicht, daß Hema sie in der alten Arbeitshose sah.

Hema, der Butler, hieß eigentlich Hemavatinandan. Diesen Namen hatte sie sich schwer merken können, und darum hieß er schon seit neunundzwanzig Jahren Hema; daß das ein Mädchenname war, wußte Charlotte, die selbst mit vollem Namen Charlotte Elizabeth hieß, nicht. So wie sie auch nicht wußte, daß Hema in der Küche wartete, bis sie mit dem Mähen fertig war und den Rasenmäher wieder im Schuppen verstaut hatte, bevor er das Licht anmachte. Im Dunkeln hatte er schon Vorbereitungen getroffen, denn er wußte, daß sie sofort nach dem Tee klingeln würde, wenn sie wieder in ihrem Schlafzimmer war.

Charlotte warf die Schlappen von den Füßen und zog die Hose aus, ihr Baumwollnachthemd hatte sie anbehalten, mit einem Seufzer schlüpfte sie unter das Moskitonetz zurück ins Bett. Die Fenster und Läden des Schlafzimmers standen sperrangelweit offen, und das Laken fühlte sich endlich kühl an. In einer Viertelstunde würde die Sonne brutal und stechend in den Tag eintreten. Einen Tag, dem sie wie jedem Dienstag mit Schrecken entgegensah, jetzt in den heißen Monaten noch mehr als sonst. Sie zog an der Schnur neben dem Bett. Draußen hatte sich der Himmel rosa gefärbt, die Vögel unter dem Fenster zwitscherten, eine leichte Morgenbrise blies den letzten Hauch Nachtluft in ihr Zimmer. Sie streckte sich lang aus und wartete auf den Tee.

In der Küche ertönte die Klingel. Hema wischte sich den Schweiß von der Stirn und legte die Butangasflasche auf die Seite. Das Feuer unter dem Wasserkessel war schon zweimal ausgegangen, und er hatte keine Reserveflasche im Haus. Er hatte versucht, an der alten Feuerstelle in der Ecke ein Feuer zu entfachen, aber die Kohlen wollten nicht brennen. Mit schnellen Schritten ging er zum Schuppen. Unter dem Bett zog er den zerbeulten Petroleumkocher hervor, den der Gärtner benutzt hatte, und nahm ihn mit in die Küche. Die meisten englischen Haushalte besaßen schon seit Jahren einen Elektroherd, aber Charlotte hatte ihm gesagt, auf einem so modernen Herd gekochtes Essen schmecke ihr nicht. Hema war es schleierhaft, wie sie den Unterschied merken konnte.

Das Tablett mit der Teekanne stellte er neben ihrem Bett ab und schenkte ihr eine Tasse ein.

»Hattest du die Klingel nicht gehört?«

»Sorry, Charlotte *Memsahib*.« Hema senkte den Kopf. »Die Gasflasche war leer, und es ist keine neue da.«

»Wir haben doch noch Kohlen, oder?«

Hema nickte und schloß die Fensterläden.

»Der alte *Bobajee* hat immer auf einem Kohlefeuer gekocht«,

erklang es vom Bett. Daß der alte Koch nie selbst das Feuer angezündet, sondern jedesmal den Gärtner zu Hilfe geholt hatte, war auch etwas, was Charlotte nicht wußte. Sie trank einen Schluck Tee und lächelte. »Zum Glück schmeckt dein Tee besser als der vom alten Bobajee.«

Hema zog die Vorhänge vor die Fensterläden, und im Zimmer war es wieder völlig dunkel. Gepolter war zu hören, eine Glühbirne ging an, und der Ventilator an der Decke begann sich zu drehen. Charlotte blickte auf den Rücken des Mannes, der wieder ans Fenster trat.

»Ma'am?« Hema zog die Vorhänge glatt.

»Ja?«

»Kann ich eine neue Gasflasche kaufen?«

»Warum nimmst du nicht die Kohlen?«

Hema senkte den Kopf noch tiefer. »Yes, ma'am, aber ich habe so viel zu tun.«

»Das weiß ich, Hema. Trotzdem wäre es mir lieber, wenn du erst die Kohlen aufbrauchst, bevor wir eine neue Flasche besorgen.«

Barfuß ging der alte Mann zur Tür, den Kopf noch immer gesenkt, und murmelte: »Natürlich, Charlotte Memsahib, natürlich.«

Charlotte schloß die Augen. Die erste Morgenhitze kroch durch die Ritzen der Fensterläden ins Schlafzimmer. Sie hörte, wie Hema die Badezimmertür öffnete und den Wasserhahn über der Wanne aufdrehte.

»Denkst du daran, die Oberlichter im Kinderzimmer zu schließen?« rief sie ihm nach.

Oben im Treppenhaus schlug die Uhr sechsmal, auf dem Dachboden suchte eine Taube die Öffnung, um hineinzufiegen, und Hema nahm den Schlüssel von dem Nagel, der neben der Kinderzimmertür hing. Alle versuchten, die ersten Stunden des Tages zu nutzen, bevor es zu heiß wurde und sich niemand mehr bewegen mochte. Charlotte öffnete die Augen und sah,

daß Grashalme an ihren Füßen klebten. Sie hoffte, daß Hema es nicht gesehen hatte. Es gab vieles, was Charlotte nicht wußte, aber eines wußte sie genau: Hema hatte noch immer sehr gute Augen. Ihre Hand griff aus dem Moskitonetz heraus zum Nachttisch. Sie zog die Schublade auf und tastete zwischen Arzneifläschchen, Taschentüchern und anderem Krimskrams, bis sie hinten in der Ecke auf ein Kästchen stieß. Es war aus Holz und früher einmal himmelblau gewesen; inzwischen war die Farbe abgeblättert, und es war schmutzdelig. Charlotte ergriff es und nahm es unters Moskitonetz. Sie zögerte, schien es zurücklegen zu wollen, öffnete es dann doch. In dem Kästchen lagen eine Zigarette und ein Feuerzeug. Ihre Nasenflügel bebten etwas, und ihre Zungenspitze fuhr über die Oberlippe. Die Geräusche im Haus verstummten, draußen brachen die Vögel ihren Morgengesang ab. Sie steckte sich die Zigarette in den Mund und knipste das Feuerzeug an, bewegte es langsam zur Spitze der Zigarette, hielt jedoch im letzten Moment inne. Charlotte nahm einen tiefen Zug von der nicht brennenden Zigarette, saugte ihn genießerisch in die Lunge, um anschließend große imaginäre Rauchwolken auszupusten. Sie entspannte sich und schnippte die Asche in den fiktiven Aschenbecher, der neben ihr auf dem Bett stand. Wieder nahm sie einen Zug, noch tiefer als der erste. Sie spitzte die Lippen und blies den Rauch langsam aus. Der Tag hatte angefangen.

Charlotte fuhr auf ihrem alten Raleigh den Hügel hinunter. Ihr Rock und ihre Haare flatterten, und die staubige Erde wirbelte durch die rasante Fahrt auf. Unten, wo der Pfad auf die Straße traf, stand ein rostiges Verkehrsschild, von dem niemand mehr wußte, daß es ein Vorfahrtsschild war. Sie überquerte, ohne nach links und rechts zu sehen, die Straße. Ein LKW-Fahrer, der gerade mit einer Ladung Wassermelonen um die Kurve kam, verfluchte sie, doch das hörte sie nicht, denn in dem Moment fuhr sie schon am Gemüsestand vorbei, wo ein Mann mit krummen Beinen Mandarinen zu einem hohen Berg auftürmte. Er

hob grüßend die Hand. Charlotte winkte dem Mann zu, der gut Fahrradschläuche flicken konnte. Ihr Tempo wurde nun langsamer, nicht, weil sie es wollte, sondern weil der Hügel in die ebene Straße überging, die an den Stadtrand führte. Auf ihrer Stirn bildeten sich Schweißtropfen, der Rock klebte ihr an den Beinen, und ihr Atem ging schneller. Der Staub, der der Luft ihren grauen Farbton gab, haftete an ihrer Haut. Sie spürte ihre Knie und verwünschte den alten Drahtesel. Ein Auto hupte, und Charlotte sah sich ermattet um. Hinter dem Chauffeur saß die Frau von Nikhil Nair, wie immer ganz in Rosa, und winkte. Ihre Lippen bewegten sich, aber was sie sagte, war nicht zu verstehen; niemand käme auf die Idee, das Fenster eines Autos mit Klimaanlage herunterzukurbeln, wenn es nicht unbedingt sein mußte. Charlotte nahm die Hand vom Lenker und winkte zurück. Einen Moment hoffte sie, die Frau des Distriktsdirektors der Eastern Indian Mining Company würde sie mitnehmen, doch der Wagen überholte sie, und sie schnappte in der Wolke von Auspuffgasen nach Luft.

Wenn sie vor drei Wochen nicht Probleme mit dem Magen gehabt hätte, dann hätte Charlotte das regelmäßige Dienstagmorgentreffen nicht versäumt. Ein Professor aus Kalkutta hatte einen Vortrag gehalten und den Damen erklärt, wie wichtig tägliche Bewegung im Kampf gegen Cellulite sei. »Aha! Deshalb das Fahrrad!« hatte eine der Damen gerufen, und die anderen hatten genickt. Keine von ihnen hatte nämlich begriffen, warum Charlotte, die jahrelang mit dem Auto gekommen war, den Vauxhall verkauft hatte und nun mit dem Fahrrad kam. Das Auto verschwand in der Ferne. Sie wußte nicht, was für eine Marke es war, aber daß es neu, groß und teuer war, war für niemanden ein Geheimnis. Ein Geheimnis aber war es, daß Nikhil Nair Charlotte die Pendeluhr abkaufen wollte, die große Standuhr, die schon seit ihrer Kindheit im Treppenhaus stand und die ihr Großvater auf einem Tandem über den Khaiber-Paß transportiert hatte, während seine Frau zu Fuß hinterherlief. Wieder hupte ein Auto lange, diesmal war es kein Clubmitglied, son-

dern der Fahrer des LKW mit den Wassermelonen. Charlotte sah auf die Uhr, die über einer Ladentür hing, in zehn Minuten würde das Treffen anfangen. Ein Arzt, der sich auf Nägel spezialisiert hatte, würde heute einen Vortrag halten. Charlotte hatte als Kind selten frische Milch getrunken und erklärte sich damit, daß ihr ständig die Fingernägel abbrachen. Eigens zu diesem Anlaß hatte sie sich die Nägel gut gefeilt und knallrot lackiert, mit Nagellack in der einzigen Farbe, die sie noch besaß, denn die Damen des Clubs würden ihre Hände gegenseitig mit erhöhter Aufmerksamkeit mustern.

Plötzlich überquerte eine Kuh die Straße. Sie konnte dem Tier gerade noch ausweichen. Es trabte zu einem Holzkarren, der am Straßenrand stand und mit einer großen eisernen Tonne beladen war. Die Kuh stieß mit ihren Hörnern gegen die Tonne, ein kleiner Junge, der auf dem Rand des Karrens saß, rief der Kuh etwas zu, verschwand in der Tonne und kam mit einem Eimer Wasser wieder zum Vorschein, den er über dem Kopf des Tieres ausgoß. Die Kuh öffnete das Maul. Das Wasser gluckerte hinein, und das Tier trank gierig. In der Ferne ertönte ein gellendes, an- und abschwelliges Geräusch. Immer, wenn sie die Sirene eines Feuerwehrautos hörte, setzte Charlottes Herzschlag kurz aus. Sie sprach ein Stoßgebet; hoffentlich war es kein großes Feuer, und hoffentlich kam niemand um, vor allem kein Feuerwehrmann. Das Sirenengeheul verebbte, ohne daß sie den großen roten Wagen zu Gesicht bekommen hatte. Vielleicht ist das auch besser so, dachte sie. Der Junge kletterte mit einem zweiten Eimer aus der Tonne und goß das Wasser großzügig ins Maul des Tieres. Charlotte hatte auch Durst, im Club würden Tee und Kaffee und eine Kanne mit Eiswasser auf sie warten.

Sie radelte durch das Tor. Im Schatten des Wachhäuschens schlief der Wächter, in der Hand eine leere Colaflasche, und unter einem blau-weißen Sonnenschirm lag der Hund des Sekretärs hechelnd neben seinem Wassernapf. Der Rasen des New Rampur Club war gelb und verdorrt, und der Bach, der das Gelände durchzog, war völlig ausgetrocknet. Die Eukalyptusbäume

an der langen Zufahrt warfen Schatten auf den Weg und sorgten für ein wenig Kühlung. Vor sich sah sie das Clubhaus, errichtet im klassischen englischen Countrystil und umgeben von hohen, alten Platanen. Hinter sich hörte sie ein Auto. Sie fuhr zur Seite. Der Ambassador von 1963 der Witwe Singh passierte sie in voller Fahrt, am Steuer der betagte Chauffeur. Charlotte hob die Hand nicht, denn die Witwe Singh winkte nie, sie schlief. Sie schlief immer, ob im Auto oder bei einem Vortrag. Kaum saß sie zwei Minuten irgendwo, sackte ihr Kopf nach vorn, und sie begann leise zu schnarchen. Charlotte genoß den Windstoß, der sie bei der Vorbeifahrt des Autos streifte.

Das Haus des New Rampur Club benötigte gelinde gesagt eine gründliche Sanierung, und für die Bibliothek galt das noch mehr. Die meisten der mehreren tausend Bücher waren von kleinen schwarzen Käfern angefressen, auch die Mäuse hatten sich ihren Anteil geholt, und durch die häufigen Wassereinbrüche während des Monsuns hatten sich die dicht an dicht stehenden Bücher auf den obersten Regalbrettern in Klumpen aus zusammenklebenden Seiten verwandelt. Es roch dumpf und modrig.

Pfarrer Das, der selten in den Club kam, ging mit einem schweren Bücherstapel in die Bibliothek. Schon mit zwanzig hatte er eine Glatze bekommen und vielleicht deshalb seine ganze Eitelkeit auf seinen Schnurrbart gerichtet, der imposant und schwarz gefärbt war. Er schob die Frauenzeitschriften auf dem Lesetisch beiseite und legte seine Bücher auf den Platz. Die Tür zum Damenzimmer stand einen Spalt offen, und er hörte das Geplapper des Dienstagmorgenclubs, dessen Mitglieder sich gerade dem Gastredner vorstellten. Ohne hinzusehen schloß er leise die Tür, in die abgedunkelte Bibliothek kehrte wieder Ruhe ein.

Der Pfarrer fuhr damit fort, seine Bücher aufzustellen. Über seinem Kopf lief der Ventilator auf der höchsten Stufe, und die einzige noch funktionierende Neonröhre sirrte. Vor fünf Mo-

naten hatte der Damenclub auch ihn eingeladen. An seinen Vortrag über wohltätige Zwecke dachte er lieber nicht zurück. Wochenlang hatte er daran gefeilt und christliche Bettelbriefe aus ganz Indien in einer Plastikmappe gesammelt. Er hatte den Damen von Kinderarbeit, Armut auf dem Land, Ritualmorden und Witwenverbrennungen erzählt, aber sie hatten beschlossen, daß ihre jährliche Clubspende einer abtrünnigen Nonne aus Kalkutta zukommen solle, die ein Hundeeasyl eröffnen wollte. Wie dieser Brief zwischen die anderen geraten war, konnte sich Pfarrer Das nicht erklären. Er hatte das Gesuch vorher nie gesehen und verdächtigte die Frauen, daß sie ihm die von Rechtsschreibfehlern strotzende Epistel in seine Mappe geschoben hatten, als er einen Moment wegsah.

Verschwitz und staubig trat Charlotte in die Bibliothek. Eigentlich hatte sie sich im Umkleideraum des Tennisplatzes frisch machen wollen, doch der war besetzt, also hatte sie sich in der Damentoilette Hände und Gesicht gewaschen, rasch die Haare gekämmt und den schlimmsten Staub vom Kleid geklopft. Sie wunderte sich, Pfarrer Das am Tisch mit den Frauenzeitschriften zu sehen, es wurde gemunkelt, er sei dem Club nur beigetreten, um seine Gemeindemitglieder besser kontrollieren zu können, und als sie ihn nun so verstohlen am Lesetisch sitzen sah, konnte sie sich vorstellen, daß die bösen Zungen die Wahrheit sprachen.

»Guten Morgen, Mrs. Bridgwater, wie geht es Ihnen?« sagte er genauso laut wie in seiner Kirche, und er dachte bei sich, daß sie trotz ihres Alters noch recht ansehnlich war.

»Danke, Herr Pfarrer, mir ist ein bißchen warm, aber sonst kann ich nicht klagen. Und Sie?« Charlotte wollte weitergehen, doch der Pfarrer stellte sich ihr in den Weg.

»Kennen Sie dieses Buch?« Er drückte ihr ein Buch mit dem Titel *Der Herr, auch bei Regen mein Hirte* in die Hand.

»Nein, aber ein bißchen Regen könnten wir gut gebrauchen. Und Kühle.« Charlotte stellte sich direkt unter den schnell rotierenden Ventilator.

»Das Buch ist sehr gut, ich habe es gerade aus, Sie *müssen* es lesen.« Er sprach nun leiser. »Es beschreibt die Probleme einer Immigrantenfamilie mit ... äh ... einem dementen Vater.«

Das letzte Mal, als Charlotte dem Pfarrer mit einem Stapel Bücher begegnet war, hatte er versucht, ihr ein Buch über eine Frau mit lockeren Sitten aufzuschwatzen, die Missionarin in Afrika geworden war. Sie hatte ihm gesagt, daß sie nur richtige Literatur mochte. Worauf er ihr einen endlos langen Vortrag über den Wert von Erbauungslektüre hielt und sie erst gehen ließ, nachdem sie ihm versprochen hatte, das Buch zu lesen. Also nahm Charlotte das Buch, das er ihr reichte.

»Das ist ja sehr interessant.« Sie drehte es um und las flüchtig den Umschlagtext.

Der Pfarrer blickte auf ihre rot lackierten Fingernägel. »Wie hat Ihnen das andere Buch gefallen?«

»Wirklich bemerkenswert.« Daß das Buch noch ungelesen auf einem Stapel in ihrem Wohnzimmer lag, ging Pfarrer Das nichts an. »Wenn Sie nichts dagegen haben, gehe ich jetzt zum Dienstagmorgenvortrag. Ich glaube, es hat schon angefangen«, sagte sie und wollte weitergehen.

Der Pfarrer nickte, trat aber nicht zur Seite. Er zeigte auf die Plakette über der Tür. »Ihr Vater ...«

Charlotte blickte hoch auf die Reihe Namen an der Wand. Ihr Vater hatte sich immer damit gebrüstet, daß er den Bau der Bibliothek bezahlt hatte, und sie war froh, daß er nicht wußte, wie heruntergekommen sie nun aussah. Der Pfarrer rückte näher an sie heran. Charlotte versuchte einen Schritt zurückzutreten, aber der Tisch mit den Frauenzeitschriften machte es unmöglich.

»Mrs. Bridgwater ...« Er schnaufte ein bißchen. »Ich sammle Geld für die Restaurierung der Bibliothek. Sie wissen doch, daß wir hier eine große Sammlung religiöser Bücher haben?« Er zeigte auf die hohen Regale hinter ihr, voller Bücher, die zum größten Teil noch nie jemand ausgeliehen hatte. »Ich dachte ... es wäre wunderbar, wenn Sie ... als eine Art Familientradi-

tion ... eine Würdigung des Werks, das Ihr Vater seinerzeit ... eine Spende leisten würden.«

Der vorvorige Pfarrer war kurz nach dem Tod von Mathilda Bridgwater beim Major erschienen und hatte ihn gefragt, ob er nicht zum Andenken an seine Frau eine Bibliothek gründen wolle. Der Major hatte ihm fest ins Gesicht geblickt – so lange, bis der Pfarrer unsicher geworden war und gemurmelt hatte, ein Bücherschrank sei auch willkommen. Victor Bridgwater hielt die Sache mit den Büchern für eine gute Idee, denn seine Frau war mit *Vom Winde verweht* in den abgemagerten Händen gestorben. Der Major brummte, er werde den Bau einer Bibliothek unterstützen, aber nur unter der Bedingung, daß alle religiösen Bücher ganz oben in den Regalen stünden. In seiner euphorischen Stimmung damals konnte der Pfarrer nicht ahnen, wie hoch die Regale sein würden; an die obersten Fächer kam nämlich niemand heran, und so blieb seine Büchersammlung ungelesen.

»Ich denke darüber nach«, sagte Charlotte nach einigem Zögern zu dem Pfarrer, und er ließ sie durch ins Damenzimmer.

1934

## Rampur

Von unten erklingt Musik. Charlotte hockt neben der großen Standuhr, die neunmal schlägt. Alle Kerzen in dem riesigen Kronleuchter im Treppenhaus brennen. In der marmorgetäfelten Eingangshalle treffen die Offiziere der örtlichen britischen Armeebasis in ihren Galauniformen ein, am Arm ihre Frauen in prächtigen Abendkleidern. Die indischen Diensten tragen nagelneue Livreen, gelbe Jacken und dunkelblaue Hosen mit goldenen Biesen. Die Tür eines der Badezimmer öffnet sich, und eine Frau mit kunstvoll hochgestecktem blondem Haar tritt heraus. Sie trägt lange Ohrringe, ihre Lippen sind dunkelrot. Sie kichert, als ein Offizier mit vielen Orden auf der Brust ihren Arm nimmt und sie die Treppe hinabführt. Hinter sich hört Charlotte die Stimme ihres Vaters, schnell huscht sie wieder ins Kinderzimmer und schließt geräuschlos die Tür. Auf einer Matte neben ihrem Bett liegt Sita, ihre *Ayah*, und schläft. Sie haben den ganzen Tag miteinander gespielt, aber als sie für Charlotte ein Schlaflied sang, schlief die junge Inderin selbst ein. Das Mädchen schleicht weiter. Die Balkontür steht offen, sie blickt sich kurz um, aber Sita hat sie nicht gehört.

Die Auffahrt wird von Fackeln beleuchtet, und neben dem Haus parken glänzende Autos. Auf der breiten Treppe zum Haupteingang liegt ein roter Läufer, und Männer mit blauen Jacken und goldfarbenen Mützen stehen mit Federbüschen in den Händen Spalier. Bevor die Gäste ins Haus treten, streuen zwei Diener Rosenblätter vor ihre Füße. Der süße Duft steigt zum Balkon hoch. Charlotte wünscht sich, schon groß zu sein.

Hinter ihr ertönt plötzlich wieder die Stimme ihres Vaters. Sie duckt sich, aber merkt dann, daß er im Schlafzimmer ihrer